

jenen „roten Faden“, der mit der Frage nach der Verantwortung des Intellektuellen in der Gesellschaft gleichsam alle Beiträge des Bandes durchzieht. Der Band steht damit in einer Tradition gesellschaftskritischen Denkens französischer Geisteswissenschaftler, für die das „opportet haereses esse“ eines Lucien Febvre kein Bonmot, sondern ehrliche Herausforderung bedeutet und für die in den letzten Jahrzehnten Namen wie Michel Foucault oder Pierre Bourdieu gestanden haben.⁶

Ein besonderer Vorteil des Bandes besteht zweifellos darin, aus interdisziplinärer Sicht die Idee eines „Endes der Geschichte“ in ihrer philosophischen Bedeutung wie ideologischen *Hanü*habbarkeit deutlich gemacht und Anregungen für die wissenschaftliche Praxis unterschiedlicher Geistes- und Sozialwissenschaften abgeleitet zu haben. Der Rahmen der Diskussion bestätigt darüber hinaus die Notwendigkeit einer Ausweitung der Debatte über die klassischen Stätten gesellschaftstheoretischer Reflexion hinaus in eine breitere Öffentlichkeit.

Steffen Sammler

- 1 Vgl. für den deutschsprachigen Raum M. Meyer, *Ende der Geschichte?*, München-Wien 1993, an den sich der Titel „Die Wiederkehr der Geschichte“ der Neuen Hefte für Philosophie 34 (1993) gleichsam als programmatische Antwort anschließt.
- 2 Vgl. F. Fukuyama, *Das Ende der Ge-*

- schichte. Wo stehen wir?*, München 1992.
- 3 Vgl. L. Niehammer, *Posthistoire. Ist die Geschichte zu Ende?* Reinbek bei Hamburg 1989, mit einer sehr guten Bibliographie, die die Diskussion bis zur „Entdeckung“ des Themas durch Fukuyama restümiert.
- 4 Zur Notwendigkeit der Erfahrung von persönlich kreativer und gleichzeitig für die Gesellschaft nützlicher Arbeit und zur Kritik der gegenwärtigen gesellschaftlichen Bewertung von Arbeit prononciert, C. Castoriadis, *Une société à la dérive*, in: *L'Autre Journal*, Heft 2 (1993), S. 10-17.
- 5 L. Canfora, *La democrazia come violenza*, Palermo 1982.
- 6 Vgl. L. Febvre, Ein Historiker prüft sein Gewissen, in: ders., *Das Gewissen des Historikers*, hrsg. von U. Raulff, Berlin 1988, S. 36.

Ethik der Gabe: Denken nach Jacques Derrida, hrsg. von *Michael Wetzel und Jean-Michel Rabaté*, Berlin: Akademie-Verlag 1993 (= *Acta humaniora*).

Im Dezember 1990 kamen Philosophen und Literaturwissenschaftler aus Europa und Übersee im französischen Royaumont zusammen, um Jacques Derrida zu seinem 60. Geburtstag eine Gabe zu bringen: ein Kolloquium, das sich im vorliegenden Sammelband verdinglicht hat. Die Fragestellung lautet ganz im Sinne des Meisters der „Deonstruktion“ (welche auch die Risse in den Fundamenten der Geschichtswissenschaft aufzeigt): „Kann man

geben, ohne zurückzugeben?“ (Vorwort). Damit ist eine Dimension der Verantwortung angesprochen, die alle jene dementiert, welche da meinen, sich dem mit einem post-modernen „anything goes“ assoziierten Dehken der Dekonstruktion für das Feld der Geschichte gar nicht erst auseinandersetzen zu müssen. Die Dekonstruktion hat eine Ethik. Ethik ist ihr Motiv: eine Ethik des Lesens (Kap. I), eine Ethik des Tausches (Kap. II), die Frage nach der Erfindung des Anderen (Kap. III) und die Politik der Dekonstruktion (Kap. IV).

Was heißt eigentlich „es gibt“? Ist nicht jener Nachträglichkeit, die das Los des Historikers ist, ein Element jener Wieder- und Gegengabe eingeschrieben, das *Derrida* unter dem Begriff der *différance*, des Aufschubs einer unmöglichen Gegenwart, faßt? In einer Lektüre von Charles Baudelaires Parabel „Das falsche Geldstück“ weist *Derridas* Beitrag subtil nach, inwieweit der Wahrheitsanspruch einer Erzählung sowohl den Erzählenden (*récit*) wie auch das Erzählte (*narration*) umgreift (S. 105). Ist der historische Roman als Fiktion das Falschgeld der Historie oder nicht gerade ihre ehrlichste Ausdrucksform? Welcher Ethik der Verausgabung folgte ein Leopold von Ranke, der sein Selbst im Akt der Geschichtsschreibung auszulöschen trachtete? Ist es doch erst die Möglichkeit des Berichts, das Begehren nach Wissen, die Ge-

legenheit zu(r) Geschichte zu geben (S. 117).

Geschichte, das ist die Summe aller ihrer Namen, definierte es Friedrich Nietzsche einmal. In der Tat beruht die Rhetorik der Historiographie auf permanenten Metonymien. Die Beziehung zwischen Eigennamen und Bedeutung untersucht *Dieter Lesages* Beitrag, bleibt aber in Unverbindlichen, ja erklärt diese Unverbindlichkeit vielmehr zur Voraussetzung in der Auseinandersetzung mit dem Namen des Anderen (S. 307). Historisch konkreter wird da schon *Ulla Haselstein* mit „Die Gabe der Wilden“, indem sie Mary Rowlandsons Bericht über ihre indianische Gefangenschaft aus dem Jahr 1682 als europäische Binnenansicht einer fremden Kultur analysiert. Und das nicht vor irgendeinem, sondern einem handfest ökonomischen Hintergrund: Tausch, das hieß für Columbus (wie schon für Karthago in der Antike) Glasperlen gegen Gold. Von diesem Schuldverhältnis entlastete sich das abendländische Gewissen die längste Zeit, indem es für sich zudem die Gabe der Zivilisation an Amerika reklamierte. Gerade Rowlandsons Text aber läßt die ethischen Unsicherheiten transparent werden, welche die europäische Wahrnehmung ob der ethnischen Gegengaben der „Wilden“ befiel. An dieser Stelle ist das Buch im Sinne der Frage, die *Comparativ* (be)treibt, anschlussfähig.

Konkret wird *Jochen Hörisch* in

seiner Interpretation von J. Gotthelfs 1842/43 erschienenem Roman „Geist und Geld“. Unter eigenartiger Ausschließung dessen, was Marx zu diesem Thema nicht nur zu sagen gehabt hätte, sondern tatsächlich sagte, weist auch *Hörisch* noch einmal auf die ökonomische Struktur „dekonstruktiver“ Fragestellungen wie der Derridas hin (S. 180). Die strukturelle Analogie von Geld und Sprache macht alle Darstellung zu: (Wieder) Gabe und liest – mit Michel Foucault – die Ordnung des Diskurses als Verknappung. Schade, daß diesem Satz kein Exemplum aus der Historie folgt, welche doch die Praxis solcher Sätze ist.

Eine direkte Ansprache der Historiker ist *Manfred Schneiders* Aufsatz zum spezifischen Interesse der Neuzeit an Selbstbiographie. Seit 1783 richtete Karl Philipp Moritz das „Magazin zur Erfahrungsseelenkunde“ ein, ein Archiv von individuellen Konfessionen der Devianz (Krankheiten, Verbrechen, Kunst), das den Nutzen von Vergangenheit als Datenbank für Historiker, Juristen, Psychologen, Schriftsteller, Ärzte und Statistiker propagierte (S. 256f.). Daniel Jenischs Theorie der Lebensbeschreibung aus dem Jahr 1802 erklärte dann buchstäblich die Beschreibung des Lebens eines Einzelnen zum *pars pro toto* der „allgemeinen Völker=Geschichte“. Für sich genommen liest sich *Schneiders* Beitrag als interessanter Hinweis auf die staatlich-statistischen Implika-

tionen von Biographieforschung; unter dem Titel „Das Geschenk der Lebensgeschichte: die Norm“ aber erscheint er etwas gewaltsam in den Rahmen dieser Aufsatzsammlung gepreßt.

Ein nachdenkliches, philosophisches, literaturwissenschaftliches Buch, doch kein Buch für Historiker recht eigentlich. Es sei denn für Historiker, die sich fragen, was das „es gibt“ der Geschichte als Ethik denn heißt.

Wolfgang Ernst

Derek Heater, The Idea of European Unity, Leicester, London: Leicester University Press (Pinter Publishers) 1992

Absicht des Werkes ist es, die wichtigsten Europa-Projekte vom frühen 17. Jh. bis in die 1950er Jahre vorzustellen. Kap. 1 setzt mit der Beschreibung mittelalterlicher Überlegungen ein, behandelt die Entsprechung von Christenheit und Europa. Der Verf. verweist auf die Rezeption solcher Vorstellungen bis ins 20. Jh., soweit sie mit dem Namen Karls d. Gr. verbunden sind. Kap. 2 ist dem 16. Jh. gewidmet; ein von Kriegen zerrissenes Europa forderte geradezu zu Gegenrezepten heraus, unter denen besonders die Pläne Sullys be-